

Reisebericht Florian

Psychoanalytic Summer School Mental health, Mass Trauma and Problem of Migrants Psychoanalytical Approach

Mein Reisebericht versucht – so gut es geht – die persönlichen und die professionellen Erfahrungen, die sich in und um die Summer School in Georgien zugetragen haben, auf ein paar Seiten zu vereinen. Nicht ganz frei assoziativ, aber doch bewusstseinsstrommäßig im Sinne von Ulysses oder vielleicht in der Nähe von Aurels Selbstbetrachtungen mit einer Prise analytischem Auseinanderhalten versuche ich meine Lebenswelt bzw. mein (im heideggerischen Sinne verstandenes) Dasein während dieser knapp zwei Wochen zu um- und zu beschreiben. Ich hoffe, dass zwischen den Zeilen die Besonderheit jener Zeit für mich hervorscheint und lade euch in die Lektüre meines sehr persönlichen Berichts ein.

Ohne wirklich viel über das Land Georgien zu wissen, weder kundig in Flora und Fauna noch groß mit den tieferen geschichtlichen Hintergründen der kriegerischen Auseinandersetzungen mit Russland vertraut, stieg ich ein paar Tage vor Beginn der Summer School mitten in der Nacht ins Taxi am Flughafen in Tbilisi. Diese Unvoreingenommenheit habe ich sehr genossen, denn die ersten Momente in einer neuen Umgebung haben immer etwas unheimlich Spannendes, etwas Abenteuerliches und Entdeckerisches. Frei von Erwartungen zu sein bewahrt außerdem manchmal davor innerhalb der Scheuklappen seines eigenen mehr oder weniger bekannten Horizonts Neuartiges nicht in den Blick zu bekommen. Weiter vermittelt das Bewusstsein darüber, dass ein neues Kapitel im Buch des Lebens beginnt, welches man in den folgenden Tagen mit Ereignisschilderungen anfüllen wird, das Gefühl der Freiheit, nimmt einen aber auch in die Verantwortung, etwas aus diesem Geschenk zu machen.

In diesem Gemütszustand verbrachte ich erst noch einen Tag gemeinsam mit Ellie, Micha und Thomas in der Hauptstadt, bevor wir mit dem Bus in unser Refugium in die Berge zur Summer School fuhren. Ich möchte aus den Erfahrungen, die hier ihren Lauf nahmen, in meinem Bericht drei Punkte hervorheben, die sich für mich in dieses Kapitel meines Lebens eingeschrieben haben und diese mit euch teilen. Erstens was ich gelernt habe, zweitens was mich bewegt hat und drittens was mich verändert hat.

1. Was ich gelernt habe

Für mich waren die Tage der Sommer Semester (im ersten Jahr) toll. Auch wenn die Tage sehr voll und die Themen vielfältig waren, haben sie mir auch zu einer wahren seelischen Erholung verholfen. Nach einem Semester, in dem ich zusätzlich zum laufenden Master noch meine Bachelorarbeit geschrieben habe und meine Zeit immer sehr effektiv nutzen musste, meine To-Do-Liste immer voll war und die pflichtmäßige Erfüllung vieler Punkte meine Tagesordnung bestimmte – nach solchen Monaten war es toll, endlich mal freiwillig und mit dem nötigen Raum in die analytische Materie einzutauchen. Denn auch das Abschweifen beim Zuhören eines Vortrags das Nicht-Mitgehen des Wegs des 100prozentigen Verstehens bei einigen gedanklichen Himmelsbauten der Redner waren legitim und minderten nicht den Wert der Veranstaltung. Mein Bestehen in einer Prüfung oder mein akademisches Weiterkommen hingen nicht daran. Mit diesem Gefühl der Freiheit konnte ich mich von den Themen, die bei mir auf eine innere Resonanz gestoßen sind, mitreißen lassen und anderen säuselnd beim Vorbeiziehen nachblicken. Sehr oft habe ich mich dabei wie in einem „Flow“ (von dem Typen dessen Namen keiner aussprechen kann Mihaly Csikszentmihalyi... und so weiter...) gefühlt, vor allem weil es so viele Anknüpfungspunkte zu meinem thematischen Schwerpunkt des Zusammenhangs von Identität und fluchtbedingter Migration gegeben hat.

Wenn ich ein paar Inhalte noch Revue passieren lasse, so haben mindestens folgende Dinge mentale Wissensspuren hinterlassen:

Die Darstellung von Wouter dass im IAT ganze 70% der Weißen und nur 30% der Schwarzen implizite Präferenz für ihre eigene ethnische Gruppe haben (er meinte: „your ethnical background is entangled with your identity.“) verdeutlichte mir die Wichtigkeit des psychosozialen Hintergrund gerade im Setting Therapeut / Patient.

Mir wurde durch den Vortrag deutlich, dass, wenn der Therapeut eben nicht dieser Minderheit angehört, nicht nur Schwierigkeiten im empathischen Sicheinfühlen entstehen, sondern dieses ethnokulturelle Funktionsweise durch Übertragung und Gegenübertragung (er nannte es ethnokulturelle Übertragungsphänomene) in den inter-personalen Raum in getragen wird. Auch der Satz an Winnicotts „there is no such thing as a baby“ anklingende Satz „There is no such thing as a black, there is a black and white“ wird mir hierbei im Gedächtnis bleiben, genauso wie „There is more racism than there are racists.“ Horsts Plädoyer für die Etablierung der Psychoanalyse „in the heartlands of medicine“ zu kämpfen, war mir zwar schon bekannt, hatte aber eine so handfeste praktische Relevanz vor dem Hintergrund der Einbettung der PA in Georgien, dass es sich nun ganz anders bei mir verankert hat. Von Andreas nahm ich bei seinem Gang durch die Geschichte des „acting out“ bis zum „enactment“ einige neue Informationen mit, wie etwa die Feststellung dass acting out ego-synton mit dem Akteur ist.

Neben der vormittäglichen Präsentation der Konzepte waren für mich die praktischen Elemente der Fallbesprechungen äußerst hilfreich. In der ersten Besprechung lernte ich durch Horst bereits, dass einen Patienten zu verstehen nicht gleichzusetzen ist mit dem Erlangen vollständigen Wissens um die Adam-und-Eva-Genese sämtlicher Problematik und der Transparenz des bisherigen Werdegangs, sondern es gehe darum: „Not knowing all details, just understand what she conveys.“ Weiter in diese Richtung wies Jaaps Handlungsanweisung „Dream your patient“ mit der er auf die enorme Fülle an reichhaltigen Möglichkeiten zur artistischen Welt des Patien-

ten Zugang zu bekommen, aufmerksam machte. Durch die in der Reverie (ein Wort das ich zuvor weder kannte noch einordnen konnte) liegende Öffnung und Einlassung daraufhin, was der Patient bringt, betritt man einen intersubjektiven Raum und begegnet dort dem Patienten mit – qua seiner Übertragung und der darin liegenden Auflösung der stirkten Innen-Außen-Grenzen – sogar *in* seiner reichen Innenwelt. Die aus diesen Tagträumen entstehenden Übertragungen und Gegenübertragungen lieferten uns Erkenntnisse über die besprochenen Personen und ihre subjektive Patho- sowie Salutogenese, das mein psychoanalytisches Gespür enorm bereicherte. Auch Jaaps Hinweis, dass Übertragung manchmal wie ein emotionales Lasso sein kann, wurde hierbei sehr deutlich. Er sprach: “There is an emotional lasso thrown at me in which I am encapsulated.” In der therapeutischen Situation kann man diesem Lasso arbeiten und sich ihm im gemeinsam eingenommenen Raum durch „emotional expression, mismatch and repair“ entledigen. Weiter half mir auch noch die Anwendung des psychodynamischen Profils nach Anna Freud in der Organisation meiner eigenen Gedanken und Fragen während solcher Fallbesprechungen. Aber nicht nur von den Professionals lernte ich in diesen praktisch angelegten Einheiten, sondern insbesondere von den georgischen Teilnehmern. Durch ihre spezifische ethnokulturell eigene Zugangsweise und interessante Schwerpunktsetzungen beim Blick auf die psychosoziale Einbettung von Problemen wurde ich immer mehr mit neuen Perspektiven vertraut.

2. Was mich bewegt hat

(auf einem Bild: bewegt im wahrsten Sinne des Wortes)

Auch wenn die Einteilung meines Reiseberichts in die drei Bereiche ein wenig künstlich ist (schließlich lässt einen ja das Lernen auch nicht kalt und nur das was einen bewegt hat das Potential inne, einen zu verändern), so möchte ich nach dem mehr kognitiv Kopflastigem nun einen narrativen Abstecher in die Erfahrungen machen, die mich emotional angesprochen haben.

Es hat mich allgemein unheimlich stark berührt, was sowohl in der großen Gruppe als auch in den kleinen Arbeitsgruppen in dieser Woche an gruppendynamischen Prozessen abgelaufen ist. Für mich fühlte es sich so an, als wäre man durch die Vereinigung als Analytiker oder zumindest als ein analyse-affiner Kreis aus Personen gemeinsam dem Verständnis einer Sache auf der Spur. Und dieses gemeinsame Unterfangen vereinte uns, ließ uns zusammenwachsen. Dadurch konnte auch die Verschiedenheit unter einen Hut gebracht werden und gegenseitiges Bereichern wurde möglich. Meines Erachtens zeigte sich dies neben vielen Kleinigkeiten auch daran, dass die junge Frau (deren Name ich vergessen habe) vor unserer großen fast vollständigen Gruppe zum ersten Mal (öffentlich) über ihre Flüchtlings- und Kriegsvergangenheit gesprochen hatte. Die Bereitschaft, darüber zu sprechen oder zumindest die Energiezufuhr der Aufrechterhaltung ihrer Abwehr einzustellen, hat imho ebendieser Rahmen ermöglicht. Für mich sprach dies für ihr starkes Vertrauen (sicherlich auch durch die Anwesenheit Khatunas, ihrer eigenen Geschichte und Verluste, und ihrem sensiblen Umgang mit dieser bestimmt bei vielen ihrer Studenten auftauchenden Thematik), das sie dadurch der Gruppe ausgesprochen hat, dass sie einen reißenden Fluss vor uns (und in gewisser Weise auch mit uns) eingetaucht ist, ohne sich über dessen Wildheit ganz im Klaren zu sein – weshalb sie nach einigen Minuten, nachdem es auch kurz ins Dissoziative ging, dann auch den Raum verließ. Während wir alle noch etwas geschockt waren und ich Zeit brauchte, um das Gehörte einzuordnen und meine eigenen Emotionen aus den sich gewaltsam aufdrängenden Wirrwarr der (man kann es bestimmt auch bezeichnen als Gegenübertragungs-)Gefühle herauszusortieren, nahm sich Andreas ihrer zum Glück sehr schnell an.

Ebenfalls in diese Kategorie gehört ->

Host and Guest By Vazha-Pshavela (Luka P. Razikashvili, 1861-1915)

Abschnitt VI:

On the far side of the village was a hill,
Scorched, and dusty;
Many brave men lay there,
Lion-hearted, nobly bred.
The silent hillside sloped below,
A torrent flowing through clay.
Those who wielded sword and gun
Their strong hearts no longer beat;
The voiceless ground devours them,
Harsh and insatiable;
Everyone thinks of it
As the very likeness of a human being...

Strength cannot save us from mortal fate
Nor cunning words.

This is Nature's deep flaw,
That always offends my mind:
It kills everyone, good or bad,
And no-one survives in the end.
When the ship is wrecked
Every passenger is drowned!...
The sun had not yet risen,
The dew still rested on the grass,
The breeze had not yet blown,
Had not spread from above.
Countless men and women
Were gathered there.
Zviadauri was brought
Hands bound before the crowd,
All are eager for his slaughter,
Yet who among them would grieve?
Death terrifies us all,
When others are killed, we long to watch;
Most of the time men do not feel
The wickedness of their actions.
There are so many sinful souls,
Who live their lives without remorse;
Yet who does not wish to destroy
One who harms them?



Auch der Film über das Gedicht von Vazha-Pshavela und die georgischen in den Bergen beheimateten Ethnien, bewegte mich sehr,.

Gerade die Zeilen

„This is Nature's deep flaw,
That always offends my mind:
It kills everyone, good or bad“

erinnern mich an die Phrase, die Freud zutiefst beschäftigt und auch erschüttert hat: „Wir sind der Natur einen Tod schuldig“. Als ich beim Verfassen dieses Reiseberichts recherchiert habe, sah ich, dass Freud dies in Anklang an Shakespeares Henry IV formuliert hat. Sinnigerweise passt das genau zu meinem damaligen Kommentar nach dem Film darüber, dass durch die an Shakespeare anmutende englische Übersetzung die Unausweichlichkeit der Gewalt (wie in Macbeth) gut kommuniziert wurde. Ich denke, die archaische Motive und die unheimliche Dominanz der Aggression, die keine andere Sprache zulässt gerade in dem gesamten Abschnitt aufscheinen, sprechen für sich selbst. „Yet who does not wish to destroy. One who harms them?“ Die dort angesprochene Anthropologie, das gezeichnete Bild vom Menschen erscheint mir noch radikal dunkler zu sein als der „homo homini lupus es“ von Hobbes, scheint noch tiefer in die Abgründe der menschlichen Seele einzutauchen. Ich nehme an, dass dies sehr stark mit der (Leidens-)Geschichte von Georgien verbunden ist. Ohne im Film alles zu verstehen, hüllte mich die schwarz weiße Szenerie ein in

Verbindung mit den dichterisch schönen gleichzeitig so an Grausamkeit reiche Sprachfiguren ein. Geführt von Khatuna und ihre Historiker-Freundin kamen danach auch noch sehr eindrückliche Diskussionen zustande (Andreas stellte glaube ich noch eine sehr interessante Verbindung zu Aischylos Orestie her).



(mein Abschiedsabend, an dem wir unsere peer group zu meiner Rührung noch einmal für einen langen Abend versammelte)

Bewegt haben mich außerdem die vielen tollen neuen Menschen, denen ich dort begegnet bin. Dennoch muss ich diese Erfahrungen in die dritte Kategorie einordnen: Denn wie ich auch schon in meiner Evaluation zu Khatuna schrieb, gehe ich mit Fromm und Buber, denenzufolge wahre Begegnungen einen selbst verändern, man durch sie mehr zu sich selbst kommt.

Zuerst lasse ich dazu ein paar Bilder für sich sprechen

Verändert haben mich vor allem mehrere Situationen mit einer Teilnehmerin unserer kleineren Gruppe, ihresgleichen selbst „struggling IDP“. Im Anklang an das Mitteilen der Erinnerung der blonden Frau diskutierten wir etwa an einem Tag über die Bedeutung des Teilens,

des Sprechens und gemeinsam Untersuchens von individuellen traumatischen Erfahrungen und inwiefern es heilsam und angemessen ist, dies außerhalb der (mehr oder weniger) gesicherten therapeutischen Situation zu tun. Wenn ich mich recht erinnere, war dies am vorletzten Tag und damit zu einem Zeitpunkt, an dem sich die nachmittägliche Diskussionsgruppe schon sehr gut entwickelt hatte. Denn über die Tage kannte man schon einige zentrale Züge seiner Diskussionspartner, wusste in etwa wie sie Sachverhalte darstellen und für bestimmte Standpunkte argumentieren. Man konnte nachempfinden, kannte gewisse charakteristischen Zugänge zur psychischen Innenwelt der supervidierten Patienten und kam mit sehr persönlichen Themen und der Lebenswelt jedes (aktiven) Einzelnen in Berührung. Kurz: Es fühlte sich so an, als wäre man sich bei dem gemeinsamen Unterfangen gegenseitig näher gekommen. Es war mir und uns als Gruppe (mit Jaap als Leiter) deshalb möglich auf ihre das Gespräch einleitende und nicht ganz als Tatsachenaussage anmutende Aussage „Others don't fully understand this refugee experience“ entsprechend sensibel und empathisch zu reagieren.

Dies möchte ich kurz beschreiben, denn die Reaktion bestand weniger in einer spezifischen Art von Antwort, denn in der Ermöglichung des gemeinsamen (und darauf liegt die Betonung) Sprechens über die Richtigkeit einer solchen Aussage. Es wurde möglich, dies in der Gruppe durchzuarbeiten und die Empörung zu thematisieren. Sowohl über ihre gefühlsmäßige Involviertheit als auch über unsere Reaktion darauf konnten wir sprechen und dies war eine wahrlich außergewöhnlich Situation, die mich das starke vereinende Band spüren hat lassen. Denn durch ihre Aussage „ihr versteht das alles“ wurde zumindest ich in eine vorerst unangenehme Situation gebracht, da die in ihr liegende Distanzierung nicht leicht rückgängig zu machen ist. Ein „das verstehe ich sehr wohl“ als Antwort und Versuch, die Distanz zu überwinden, ist mehr als nur eine Provokation, sondern läuft der Gefahr anheim der Leidenden ihr individuelles Leiden nicht zuzugestehen. Es macht es auch nicht besser, wenn dies noch mit einem „weil ich darüber viel gelesen, geforscht oder sonst wie mein Wissen angeeignet habe“. Es zeigt den unüberbrückbaren Graben zwischen bloßer Beschäftigung und wirklichem Erfahren (ich bin jedoch auch davon überzeugt, dass es sich auch um ein Erfahren handelt, selbst wenn man Erlebnisse nicht an seiner eigenen Person gemacht hat -> und somit ein Verfechter des ‚direct models of empathy‘ von Dan Zahavi, aber das nur nebenbei), also im extremsten Falle zwischen demjenigen, der einen Artikel über Flüchtlinge gelesen hat und dabei ein paar Wissensbrocken erlangt hat und demjenigen, der selbst Flüchtling ist. Es ist dies die sehr delikate Situation quasi wie von außen nach einer primär theoretischen Beschäftigung mit einem Thema an die Lebenswelt einer Betroffenen heranzutreten und dabei der Hybris zu verfallen, man wüsste wie es sich anfühlt, auch nur eine Meile in ihren Schuhen zu laufen. Ich wurde in der Situation schlagartig an eine ähnliche Situation von vor einigen Jahren erinnert, als ich an der Hochschule für Philosophie einen öffentlichen Vortrag über Viktor Frankls Logotherapie gehalten habe, an dem unter anderem auch ein offensichtlich unter Schmerzen leidender Mann Ende 50 im Rollstuhl teilnahm. In dem Moment als ich damals vom „Sinn im Leiden“ und der Prämisse der Logotherapie, dass Leben niemals seinen Sinn verlieren kann und dass es immer möglich ist, sich so oder so zu seinem Leid und Leiden zu verhalten, habe ich mich beim Blick ins Publikum vom Blick dieses Mannes durchbohrt gefühlt und den Gedanken fast sehen können, dass irgend so ein Akademiker über Leiden nur *spricht*, er aber das Leiden *fühlt*.

Ohne eigene therapeutische Erfahrung stelle ich mir auch die Situation so vor, wenn man als Therapeut mit zu starkem Fokus auf das Störungswissen (der ist ja nur ein Fall von xy) und der bisherigen therapeutischen Erfahrung dem Patienten die Möglichkeit nimmt, sich mitzuteilen und einem seine Einzigartigkeit anzuvertrauen; wenn man meint, ihn bereits zuvor zu

verstehen. Dies vereitelt eine wahre Begegnung und bliebe dann wahrscheinlich bloßes Urteilen, kaltes Diagnostizieren. Erst im Sich-Annehmen und Einlassen auf die psychische Innenwelt und dadurch das Betreten des interpersonalen Raums (das ja auch mit Übertragung und Gegenübertragung spüren und nachspüren zu tun hat) fühlt sich der Patient wahrscheinlich Ernst genommen und nicht von oben herab von einem Besserwisser beurteilt. Was nun die Situation in Georgien für mich so besonders machte, war die Möglichkeit über genau dieses Gefühl von mir auch gemeinsam zu sprechen. Wir wahrten die Individualität unserer Gesprächspartner bei gleichzeitigem Angebot an ihren Gefühlen teilzuhaben. Aber nicht nur das: Wir konnten darüber sprechen und gemeinsam ergründen, wie wichtig es erst einmal ist, für solche traumatischen Erfahrungen eine Sprache zu finden (der schlaue Leser würde hier bestimmt Mentalisierung einwerfen), zum einen vor sich selbst, aber zum anderen auch vor und irgendwann mit anderen. Das Leiden daran, dass man sich durch seine Erfahrungen ausgegrenzt fühlt – so stellten wir fest – werde nicht besser, indem man niemanden anderen mit hineinnimmt. Die Integration der Erfahrungen in die eigenen Lebensgeschichte und das Sich-Öffnen auf die neue Zukunft hin ist hingegen eine zentrale Identitätsaufgabe. Doch diese findet in den seltensten Fällen isoliert in der eigenen cartesisch abgeschlossenen Innenwelt statt, sondern ist ein interpersonales Unterfangen. Das harte Los bezüglich der Identitätsfindung von Flüchtlingen ist ja gerade, dass es mehr ein „Auffinden“ als ein „Schaffen“ ist, weil andere Menschen über die eigene Identität bestimmen. Auch in Deutschland sehen wir das, wenn über Wirtschafts- und Scheinflüchtlinge im Vergleich zu den „echten“ gesprochen wird, denen auch nur ein bestimmtes Spektrum an adäquaten Bedürfnisse zugestanden wird. Durch die Gruppenzugehörigkeit zu einer solche marginalisierten Gruppe sind andere aus dominierenden Gruppen sehr erpicht darauf, darüber zu bestimmen, was es heißt „Flüchtling“ in einer aufnehmenden Gesellschaft zu sein. Um an dieser Stelle nicht noch mehr entmachteter zu werden kann man die Wichtigkeit eines Teilnehmens an diesem öffentlichen Diskurs, dem Mitarbeiten an der eigenen Identität, gar nicht genug betonen. Sich einem Gespräch darüber zu verwehren sei deshalb auf verschiedenen Ebenen kontraproduktiv. Khatuna I. meinte hierzu an einer anderen Stelle „Wir in Georgien haben viel zu lange über solche Situationen geschwiegen, haben anderen die Macht über uns gegeben“ und ich finde, dass sie Recht hat. Wir kamen auch zu dem Schluss, dass wenn man nicht auf solch einer Summer School vor mehreren Dutzend Analytikern und Psychologie-Studierenden (die doch einen geschützten Raum darstellen) über solche Themen sprechen kann, wie könnte man dann in der so harten Welt da draußen dies zur Sprache bringen. Ich muss gestehen, dass ich diese Meinung bereits vor der Situation gehabt habe, jedoch war es so besonders, dass wir gemeinsam über die Wichtigkeit des gemeinsamen Diskurses, der auch bzw. gerade individuelle Leidenswege zu integrieren in der Lage ist, redeten. Als ihr während des Gesprächs die Tränen herunterliefen so litten wir und ich mit, als ich ihr von meinen Gefühlen erzählte, so ging sie emotional mit mir mit, ebenfalls wie die meisten der Gruppe. Diese Begegnung(en) und dieses Miteinander war einzigartig und damit möchte ich meinen Bericht schließen.

Obwohl, eins noch: Unheimlich gerne wieder solche Summer Schools. Es war fabelhaft.

Euer Flo